

Die Fabrik als Schloß

Zu einer Tagung der van de Velde-Gesellschaft in Hagen

Der „Industriebau“ wurde zum Schicksal der Landschaft an der Ruhr. Er frßt sich hinein in unsere Städte, liebgewordene „Vergangenheit“ muß vor ihm weichen — eine Entwicklung, die unauffhaltsam ist. Wir haben gelernt, Industriebauten mitunter „schön“ zu finden, Schönheit heißt in diesem Sinne Sachlichkeit, Klarheit, Proportion, das Äußere muß die Prozesse spiegeln, die im Inneren vor sich gehen.

Es war ein langer Weg, bis diese Form der Schönheit gefunden wurde. Erst ganz allmählich erkannte sich die Fabrik als Fabrik, die Maschine als Maschine. Die ersten Automobile waren Pferdekutschen, denen man die Pferde ausgespannt hatte, die ersten Bogenlampen der AEG trugen die Zierate von Kronleuchtern, Lionardos Entwürfe für Flugzeuge hatten Flügel wie Fledermäuse.

Auch der Industriebau wurzelt tief in alten Bautraditionen. Die Kunstwissenschaft hat lange gebraucht, um zu erkennen, daß die Veränderung von Bauformen mit Veränderungen der Gesellschaftsstruktur zusammenhängt. Allzugern ließ man die Kunstformen ihr wechselvolles Spiel gleichsam im leeren Raum treiben. Auch der „Historismus“ im 19. Jahrhundert ist kein zufälliger Griff in den Baukasten der Jahrhunderte, sondern tief in der allgemeinen Unsicherheit der Zeit begründet.

Als es notwendig wurde, Fördertürme, Fabriken, Maschinenhallen zu bauen, stand man zunächst ratlos vor der neuen Aufgabe, also wurden Anleihen gemacht beim Schloßbau, beim Wohnhaus, beim Sakralbau. Schinkel, ein einsamer Rufer, hatte zwar schon um 1830 gefragt: „Warum sollen wir immer nur im Styl einer anderen Zeit bauen?“ und ein Kaufhaus entworfen, das dem „nackten Bedürfnis“ entsprach. Doch noch Peter Behrens, achtzig Jahre später, sprach von „Kathedralen der Arbeit“, und seine berühmte Turbinenhalle für die AEG (1909) hat, obwohl sie als einer der ersten Bauten Eisen, Glas und Beton verwendet, die pathetische Gebärde eines Sakralbaus.

Um diesen ganzen Fragenkomplex ging es bei einer Tagung im Hagener Karl-Ernst-Osthaus-Museum, zu der sich die Henry-van de Velde-Gesellschaft und der Deutsche Werkbund, Ortsgruppe Nordrhein-Westfalen, zusammengetan hatten. Mit dem Thema der Tagung „Industriebau im Ruhrgebiet“ waren diesmal nicht die aktuellen Probleme, wie Landzerstörung und Umweltverschmutzung gemeint, auch nicht der Industriebau jüngster Zeit, der sich nur selten von den festgefahrebenen Normen löst, behandelt wurden im wesentlichen die Anfänge industriellen Bauens im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert und die heftigen Diskussionen, die diese Entwicklung begleiteten. Eine Ausstellung von Großfotos ergänzte die Vorträge.

Dr. Roland Günter (Bonn) verfolgte in seinem ausgezeichneten Referat den Industriebau bis ins 18. Jahrhundert zurück. Günter, der selbst in der Denkmalpflege gearbeitet hat, forderte seine Kollegen nachdrücklich auf, ihr Augenmerk mehr als bisher auch auf technische Baudenkmäler auszudehnen. So war zum Beispiel die Maschinenhalle der Zeche „Zollern II“ in Dortmund-Bövinghausen, 1905 von Bruno Möhring erbaut, bereits zum Abriß bestimmt, als in letzter Stunde der Aufruf einiger Architekten und Kunstfreunde das Zerstörungswerk verhinderte. Der Bau besitzt ein imposantes Jugendstil-Portal, im Innern eine Marmor-Schalttafel und eine Uhr, gleichfalls im reinen „art nouveau“ und in den Formen den frühen Pariser Metrostationen

vergleichbar. Günter sieht in der Maschinenhalle eines der ersten Beispiele moderner Industriearchitektur, bei dem mit den Mitteln der eigenen Zeit dem ästhetischen Bedürfnis entsprochen wurde.

Einen weiteren Appell richtete Günter an die Kunstwissenschaft, die sich bisher viel zu wenig um technische Baudenkmäler gekümmert habe. Man solle auch endlich mit dem „Märchen von den falschen Fassaden“ aufhören. Wenn ein Förderturm romanische Beulelemente aufweise, so zeige dies, daß der Gedanke an Kirche und Reich noch vorherrschend war. Wenn eine frühe Fabrik wie eine Schloßarchitektur angelegt war, so drückte sich darin aus, daß der Wunsch nach Repräsentation und ein gewisses Prestige-Denken, wie es früher dem Adel eigen war, im Bürgertum weiterlebte. Bei der zunächst in ländlicher Lage angesiedelten Eisenindustrie wurde an die Tradition des Bauernhauses angeknüpft. Noch die Kruppsche Werkhalle „Hammer Fritz“ hat die Form einer ländlichen Scheune. Erst mit der fortschreitenden Anonymität in den Besitzverhältnissen der großen Werke (Aktiengesellschaften) entsteht eine „abstrakte“ Architektur, das Prestige-Denken greift nun über auf die „Villa“ des Direktors.

Der Vortrag von Professor Julius Posener von der Berliner Kunsthochschule nahm als

Ausgangspunkt die denkwürdige Werkbundtagung 1914 in Köln — er nannte sie „eine welthistorische Stunde —, bei der die verschiedenen Standpunkte so hart aufeinanderstießen, daß die Versammlung auseinanderzufallen drohte. Es ging um den Gegensatz Kunst und Industrie. Van de Velde verteidigte die Freiheit des Künstlers und wollte von einer Trennung zwischen freier und angewandter Kunst nichts wissen. Muthesius drängte auf Typisierung und Anonymität des Industrieprodukts. Die Versammlung entschied sich damals für van de Velde; heute wissen wir, daß im industriellen Bereich der Ingenieur, zusammen mit dem Designer, das erste Wort hat und keinem industriellen Produkt von außen her ein „Stil“ aufzudrücken ist.

Den Teilnehmern der Hagener Tagung war bei einer Fahrt durchs Ruhrgebiet Gelegenheit gegeben, einige Baudenkmäler aus der Frühzeit der Industrie zu besichtigen. An einigen Stellen wird der Versuch gemacht, diese bereits historischen Bauten wieder ins Leben einzugliedern. So wird der sogenannte „Malakow-Turm“ bei Bochum-Wimmelhausen, ein ausgedienter Förderturm, halb Festung, halb Kirchturm, z. Z. zu einem Studentenheim ausgebaut. Andere Türme dieser Art träumen einsam dahin, ein Hauch von Romantik umgibt sie. Sie stehen unter Denkmalschutz.

Anna Klapheck

RHEINISCHE POST

14-11-70